

Diskussion

Zu Franz K. Stanzel: Autobiographie. Wo ein Ich erzählt, ist immer Fiktion. – Hans Höller: Brief zu Franz K. Stanzels Akademie-Vortrag vom 19. Januar 2007 (Sprachkunst 37. 2006, 2. Halbband, S. 325–342).

Die Zeitschrift SPRACHKUNST setzt hiermit die ihren Lesern wohlbekannte Praxis fort, im gegebenen Anlass Diskussionsbeiträge, allerdings nur literaturwissenschaftlichen Inhalts, aufzunehmen. Von dieser (für eine Fachzeitschrift kategorischen) Restriktion weichen wir hier ausnahmsweise ab. Nachdem sich Herausgeber und Redaktion in vollem Einvernehmen entschlossen hatten, die Publikation des Akademievortrags ›Autobiographie. Wo ein Ich erzählt, ist immer Fiktion‹ von Franz K. Stanzel mit einer – auch vom Verfasser begrüßten – Stellungnahme des Mitherausgebers Hans Höller zu verbinden, finden in diesem Zuge auch die darauf eingesandten Diskussionsbeiträge obligatorischen Abdruck. Mit diesen Hinweisen verwahren wir uns entschieden gegen die in einigen Einsendungen aufgenommene schwerwiegende Insinuation einer „Zensur“. Darüber hinaus verzichten wir auf jeden weiteren Kommentar. Die Diskussionsbeiträge werden in der Reihenfolge ihres Eingangs veröffentlicht. (Red.)

1.

Ich begrüße ausdrücklich die wissenschaftliche Diskussion, die – wenn sie ihrem Anspruch genügen will – immer kritisch sein muss. Insofern freue ich mich über die Einleitung einer solchen im Jahrgang 37, 2. Halbband, der Zeitschrift Sprachkunst. In meiner eigenen Karriere betrachte ich die wenigen Gelegenheiten, in denen sich Kollegen zu meinen Beiträgen kritisch geäußert haben, daher als Höhepunkte meiner akademischen Tätigkeit.

Dies vorweg geschickt, möchte ich selbst als fachlich nur teilweise kompetenter (ich habe u. a. Germanistik studiert und mit dem Staatsexamen abgeschlossen, bin aber als Geograph tätig), aber am Literaturbetrieb interessierter Leser Stellung zu dieser Diskussion nehmen. Dies vor allem, weil ich die Kritik, die von Hans Höller geäußert wurde, so nicht nachvollziehen kann. Daher beschränke ich mich in meiner kurzen Darlegung auf einen Kommentar zu dieser Kritik.

Höllers abgedruckter Brief ist ja eigentlich als Ablehnung des Artikels formuliert und mündet in der Feststellung, dass dieser Beitrag „nicht in ein literaturwissenschaftliches

Akademie-Jahrbuch“ passt. Diese Feststellung gründet sich bei genauem Hinsehen jedoch nur auf drei Argumente: Die aus Sicht des Mitherausgebers nicht zulässige Verwendung des Wortes von der „Generation der Davongekommenen“, die „polemische Darstellung von Robert Menasse“ und die Nicht-Darstellung der eigenen Lebensgeschichte des Autors.

Ich kann das Verdikt der Formulierung „Generation der Davongekommenen“ nicht nachvollziehen. Als Angehöriger einer Generation, der Helmut Kohl die „Gnade der späten Geburt“ zugestanden hat, empfinde ich das Überleben von Angehörigen der Vätergeneration als ebensolche Gnade. Sie sind vor den Schrecken des Krieges und der Verfolgung „davongekommen“ und konnten dann auch nur deshalb die furchtbaren Erlebnisse verarbeiten. Ihre Erfahrungen sind für uns Nachgeborene schon allein deswegen außerordentlich wichtig, als sie uns helfen können, „den Anfängen zu wehren“ und uns in potentiell ähnlichen Situationen richtig zu verhalten. Das einige dies zu verschiedenen Zeitpunkten und in unterschiedlicher Form getan haben, halte ich für legitim, ebenso aber auch die Reflexion über die Art, wie sie das getan haben. Ein solches Nachdenken darüber ist ja wohl das Anliegen des Autors. Was daran „verharmlosend“ sein soll, bleibt mir verborgen. Ebenso wenig kann ich das „oder“ in der Originalformulierung als „irritierende Gleichsetzung“ erkennen.

Zu dem von mir persönlich sehr geschätzten Robert Menasse finde ich im Aufsatz Stanzels nur einen Satz, und dieser ist ein Zitat, mit dem sich der Autor freilich identifiziert, wie der Nachsatz ausweist. Stanzel scheut sich in seinem Beitrag nicht, viele Wertungen auszusprechen. Dies ist in einem Beitrag, der einer hermeneutischen Logik folgt, legitim. Andere Autoren werden von ihm ebenfalls, und z. T. mit schärferen Worten kritisiert. Ich hatte eigentlich immer angenommen, dass eine solche Vorgehensweise auch Aufgabe der Literaturkritik sei. Mit großem Vergnügen habe ich daher oft die Einlassungen von Marcel Reich-Ranicki verfolgt, ohne ihnen aber immer Recht zu geben. In dem Maße, in dem sich ein Hermeneutiker subjektiv gibt, gestattet er ja auch das Einnehmen ganz anderer, ebenfalls subjektiv begründeter Positionen.

Die von Stanzel eingeforderte Sicht der Dinge aus der Perspektive der Zeit und die Berücksichtigung des bedrückenden und Existenz gefährdenden Alltagslebens scheint mir ebenso wenig kritikwürdig zu sein. Natürlich kann ein hermeneutisch vorgehender Autor auch „sich selber ins Spiel bringen“. Mir missfällt aber schon diese Formulierung Höllers, denn für ein „Spiel“ ist mir die Materie zu ernst. Eine ausführliche Beschreibung der „eigenen Lebensgeschichte“ des Autors aber wäre wohl kaum Ziel führend, da sie der Zielsetzung des Beitrags, (veröffentlichte) Autobiographien zu analysieren, widersprochen hätte.

Abschließend räume ich gern ein, dass es in jeder Wissenschaft Paradigmen oder auch wissenschaftliche Standards gibt, die es für deren Vertreter schmerzlich machen, wenn abweichende Meinungen oder dazu nicht passende Ergebnisse publiziert werden. Erkenntnisfortschritt beruht aber nun einmal darauf, dass solche abweichenden Thesen geäußert werden, sonst würde Forschung versteinern und würde ihrem Auftrag nicht mehr gerecht.

Ich wünsche mir, dass andere – und kundigere – Literaturwissenschaftler und Zeit-historiker in ihren Repliken auch zum eigentlichen Inhalt der Ausführungen von Stanzel eingehen. Auf eine solche Diskussion würde ich mich als Leser der Zeitschrift Sprachkunst sehr freuen.

Prof. Dr. Axel Borsdorf
 Institut für Geographie
 Universität Innsbruck

2.

In Ihrem 2. Halbband 2006, haben Sie für ein gewiss seltenes Leseerlebnis gesorgt: Sie bringen einen Beitrag (von F. K. Stanzel), gefolgt von dem Brief eines Ihrer Herausgeber (H. Höller), dessen offenbare Intention es war, die Veröffentlichung eben jenes Beitrags zu verhüten. Es spricht für die Toleranz der Redaktion, wenn sie einen Beitrag abdruckt, der ihr – oder einem Teil von ihr – offensichtlich „gegen den Strich geht“, und der Freimut, mit dem Herr Höller das Scheitern seines Bestrebens öffentlich macht, verlangt auch denen Respekt ab, die (wie ich) seine Argumente nicht nachvollziehen können. Diese meine Schwierigkeiten möchte ich gerade deshalb darlegen dürfen, weil mir Herrn Höllers Motivation, so wie ich sie verstehe, höchst achtbar erscheint. Ihm geht es wohl vor allem darum, einer Verharmlosung oder auch nur Relativierung des Nazismus entgegenzutreten. Dies entnehme ich jedenfalls seiner Kritik an der „irritierenden Gleichsetzung“ der beiden österreichischen Putschversuche 1934 und an der Verwendung des Wortes von den „Davongekommenen“ für die überlebenden Opfer ebenso wie für jene, die als Teil der großdeutschen Angriffs- und Vernichtungsmaschine überlebt haben.

Nun sind freilich auch die besten Absichten vor Pervertierung nicht gefeit. Und wenn sie sich sprachliche Formulierungen zur Zielscheibe nehmen – und dann noch die entsprechende Macht dazukommt –, dann endet das fast zwangsläufig in Zensur und Sprachregelung. Wir alle sollten mittlerweile wissen, wie sehr politische Korrektheit den freien Ausdruck der Gedanken behindern kann. Deshalb noch einmal: es ehrt die Redaktion, dass sie ihre Macht nicht ausgenutzt hat, sondern durch den Abdruck des Höller-Briefs die Diskussion eröffnet hat.

Dank dem klugen Wunsch von Herrn Stanzel und der klugen Entscheidung der Redaktion ist es zur Pervertierung der guten Absicht nicht gekommen. Das wäre anders, wenn Herr Höller sich durchgesetzt hätte: dann wäre ein wichtiger Beitrag der Zensur zum Opfer gefallen. Denn Herr Höller wollte ja nicht nur einzelne Formulierungen geändert sehen, sondern die ganze Richtung passt ihm nicht. An diesem Punkt werden auch die Argumente fragwürdig. „Zeitkritische Polemik“ sollte in einem Jahrbuch lieber nicht stattfinden, „weil der Einspruch hier keinen institutionalisierten Platz hat“. Das ist ein bemerkenswert strukturkonservatives Argument, und man kann der „Sprachkunst“ nur wünschen, dass sie diesen Platz nunmehr geschaffen hat. Die Frage nach Herrn Stanzels „eigene[r] Lebensgeschichte“ hat einen unangenehm inquisitorischen Beigeschmack, denn er fordert Empathie ja nicht für sich höchstpersönlich, sondern für seine Generation. Die Verweigerung von Empathie für eine ganze Generation empfinde ich (gut 10 Jahre jünger als Herr Stanzel, gut 13 Jahre älter als Herr Höller) als böse Gedankenlosigkeit, gerade weil sie so hochmoralisch begründet wird. Einfühlung soll offenbar nur jenen zukommen, die sie ihrerseits als Vorleistung erbracht haben: „(wo war [...] die Nachsicht [gemeint wohl: Einfühlung] mit den Opfern [...]?)“ Der Hinweis auf die „ziemlich entsetzlichen Taten“, zu denen „die [!] so genannten ‚Normalbürger‘“ fähig waren, übersieht, dass auch die Höllers und Dillers „Normalbürger“ sind; dass wir nicht unter einer totalitären Diktatur als Erwachsene zu leben hatten, ist nicht unser Verdienst. Empathie ist ja nicht jenes Allesverstehen, dessen fatale Folge ein Allesverzeihen sein müsste, sondern die oft schmerzliche Einsicht, dass der Andere in wesentlichen Punkten (insbesondere in seinen moralischen Defiziten) mir gleich ist. Empathie würde uns also gerade daran hindern, das Verhalten der Davongekommenen der Täterseite als generationsspezifisches Versagen abzuhaken, Empathieverweigerung würde uns ebendies ermöglichen. Angesichts der verheerenden Einblicke in die Menschenseele, die wir uns im

20. Jh. verschafft haben, ist die Versuchung zur Empathieverweigerung sicher groß, sie ist aber auch hochgefährlich. Je weniger Empathie wir für schwerer geprüfte Generationen aufbringen, desto wahrscheinlicher wird es, dass wir – oder unsere Nachfahren, an die wir unser Geschichts- und Menschenbild weitergeben – in vergleichbaren Prüfungen versagen, weil wir leichtfertig annehmen, dass uns so etwas nicht passieren könnte.

Herrn Stanzels Plädoyer für mehr Empathie verdient also jede nur mögliche Unterstützung. Dass er dabei AUCH in eigener Sache plädiert, tut dem keinen Abbruch. Eine ganz andere Frage ist freilich, ob er seinem Anliegen mit der steilen These von der Fiktionalität aller Autobiographie einen guten Dienst erwiesen hat. In der Theorie der Geschichtsschreibung wird diese These ja – noch weit radikaler – auf jegliches historische Erzählen bezogen. Diese Position scheint mir zwar auch problematisch, aber doch besser begründet als der von Stanzel behauptete Sonderstatus der Autobiographie. Aber selbst wenn es im Letzten zutrifft, dass Ereignisse Sinn nur machen, wenn sie in fiktional-narrative Muster gepresst werden (so etwa kann man Hayden White wohl zusammenfassen), so darf dies doch nicht zum Verwischen des im Vorletzten sehr wichtigen und auch deutlichen Unterschieds zwischen faktuellem und fiktionalem Erzählen führen.

Um es plakativ zu sagen: Wenn Oskar Matzerath uns mitteilt, er habe als Dreijähriger beschlossen, nicht mehr zu wachsen, so müssen wir ihm das abnehmen, weil sein Schöpfer Grass die Matzerath-Welt so gestaltet hat, dass wir mit Erfahrungen aus unserer Welt dagegen nicht ankommen. Wenn aber Grass uns mitteilt, er habe seine Mitgliedschaft in der Waffen-SS „mir[!] nach dem Krieg aus nachwachsender Scham verschweigen“ wollen („Zwiebel“, S. 127), so bezieht sich dieser Satz auf einen Sachverhalt in einer Welt, die Grass nicht geschaffen hat, sondern die er mit uns teilt. Deshalb können wir den Satz kritisch vergleichen mit dem, was wir aus anderen Quellen über Grass wissen; wir können überdies darauf hinweisen, dass wir in dieser Welt auch noch vorhanden sind und dass wir sein Schweigen uns gegenüber noch etwas gravierender finden als sein Schweigen sich selbst gegenüber. Gerade weil ich Herrn Stanzels Indignation über Grass' Schweigen teile, bedaure ich, dass die These von der Fiktionalität jeglicher Autobiographie einen Notausgang eröffnet, durch den er sich aus unserer gemeinsamen Welt davonstellen kann. Auch die Versuchungen des Nazi-Regimes, von denen Dahrendorf und Fest berichten, würden entwertet, wenn sie dem generellen Fiktionalitätsverdacht verfielen, den Stanzel gegen die Autobiographie erhebt.

In seiner kritischen Praxis wendet Stanzel übrigens seine Theorie gar nicht an: indem er Aussagen aus Grass' „Zwiebel“ oder Fests' „Ich nicht“ anzweifelt, tritt er ihnen als Historiker gegenüber: er betreibt – in elementarer Form – Quellenkritik. Gegenüber Oskar Matzeraths Behauptungen würde er dies wohl kaum tun – gewiss nicht weil er sie für „wahr(scheinlich)er“ hielte, sondern weil er als erfahrener Romanleser weiß, dass hier andere Spielregeln gelten.

Stanzel schließt seinen Beitrag mit einer bewegenden Kurzbeschreibung von Imre Kertész' „Roman eines Schicksallosen“, der bekanntlich die Erlebnisse des Autors in Auschwitz und Buchenwald zur Vorlage hat. Aber als Kronzeuge für Stanzels These taugt Kertész kaum. Mit der Entscheidung gegen die Autobiographie und für die „souveräne Welt“ der Fiktion entzieht er sich den Spielregeln der Geschichtsschreibung, denen Fest und der Grass der „Zwiebel“ sich unterworfen haben. Damit verdeutlicht auch er jenen kategorialen Unterschied, den Stanzel – hierin mit postmodernen Historikern einig – bestreitet. Die minutiöse Quellenkritik, die Stanzel an Grass und Fest praktiziert, würde am „Roman eines Schicksallosen“ abprallen.

Stanzels These verlangt ja mehr als den empirischen Befund, dass fiktionale Elemente sich immer wieder einmal in die als real intendierte Welt der Autobiographie einschleichen. Gerade damit hat er einer literaturtheoretisch und politisch wichtigen Debatte neue Impulse verliehen. Dies Verdienst muss auch derjenige anerkennen, der die These nicht teilen kann. Der „Sprachkunst“ gebührt Dank dafür, dass sie sich als Forum der Debatte zur Verfügung gestellt hat. Hoffen wir, dass sie weitergeht!

Prof. emer. Dr. Hans-Jürgen Diller
Englisches Seminar
Universität Bochum

3.

Den Beitrag von F. K. Stanzel mit dem Titel „Autobiographie: Wo ein Ich erzählt, ist immer Fiktion“ in der Sprachkunst, 27/2006, 325–342, habe ich mit großem Gewinn und Interesse gelesen. Allerdings hat mich aber auch der mit abgedruckte Brief des Editors Hans Höller ziemlich erschüttert und entsetzt. Ich möchte deshalb in dreifacher Hinsicht dazu Stellung nehmen:

1. Man sollte durchaus mit den „Davongekommenen“ Sympathie haben, vor allem wenn es um deren Verhalten in der Nazi-Diktatur geht. Denn mit einem kritischen Wort und einer Pauschalverurteilung ist man schnell bei der Hand. Mir selbst (Jahrgang 1939) kommen in der letzten Zeit immer mehr traumatische Bilder und Erinnerungen an die schrecklichen Ereignisse am Kriegsende in den Kopf, die ich längst vergessen hatte oder vergessen zu haben glaubte, die ich aber wohl als kleines Kind nicht verarbeitet hatte. Mein Vater (Jahrgang 1906, längst verstorben, aber schwer kriegsverletzt) sprach immer von der „kaputten“ oder „betrogenen“ Generation, die er in zwei Weltkriegen mit Seinesgleichen geteilt hat – mit den jeweiligen Aufbausorgen etc. Für uns „Spätergeborenen“, die „davongekommen“ sind – ich selber bin damals als Fünfjähriger dem MG-Feuer eines amerikanischen Tieffligers nur knapp entronnen – und etwas mehr Glück hatten, ist es wohl eine Pflicht, denen gegenüber, die damals auch ihre Pflicht, wenn auch nicht aus Überzeugung wie mein Vater, getan haben, Respekt zu zollen.

2. Bei der Bewertung von Günther Grass, der ich auch zustimmen möchte, ist allerdings die Sympathiegrenze überschritten, denn den Mangel an Bekennermut kann man einem solch eifrigen und begabten Schriftsteller nicht nachsehen. Bei aller „Verharmlosung“ ist in diesem Fall Nachsicht in der Tat nicht angezeigt, da er doch im politischen Raum und in zahlreichen Wahlentscheidungen dezidiert gegen die Schweigenden in Bezug auf die Nazi-Vergangenheit Stellung bezogen hat. Zur Aufrichtigkeit müsste er sich selbst durch die Rückgabe seiner zahlreichen Auszeichnungen – auch des Nobelpreises – bekennen und diese nicht nur bei den „Anderen“ einfordern. Sein „Eingeständnis“ der eigenen Mitgliedschaft in der Waffen-SS, wie in seiner Autobiographie enthalten, kommt viel zu spät und bleibt folgenlos, wenn gleich er immer Aufrichtigkeit der politischen Gegner erzwingen wollte.

3. Zur editorischen Pflicht eines Herausgebers wie Hans Höller gehört nicht die Ausübung einer Zensur, sondern die Toleranz auch anderen Meinungen gegenüber, wenn es denn eine abweichende überhaupt ist. Stanzels Beitrag ist überaus belesen und gut recherchiert, überzeugend in der Argumentation und stellt im narratologischen Sinne die berech-

tigte Frage nach dem Gehalt der Fiktionalität auch des autobiographischen Schreibens. Insofern ist die Grenze zwischen Realität und Fiktionalität vom einleitenden „found poem“ bis zum Schluss als fließend und literarisch geformt angenommen. Man kann und darf deshalb im Nachhinein nicht die „ficta“ auf den Nucleus der „facta“ reduzieren. Deshalb überschreitet Herr Höller in doppeltem Sinne seine Kompetenz – einmal als Editor eines angesehenen Fachmagazins, der auf seine Neutralität bedacht sein sollte, und als theoretisch kompetenter Fachkollege, der die hermeneutischen Grundlagen von Stanzels Beitrag richtig verstehen und einschätzen können sollte. Ich spreche hier auch aus der Sicht eines Herausgebers, der viele Jahre lang zwei wissenschaftliche Zeitschriften begründet und betreut hat und der sich immer zu editorischer Neutralität verpflichtet fühlte und damit den einzelnen Autoren die notwendige Distanz und den angemessenen Respekt entgegengebracht hat. Dem Herausgeber obliegt allenfalls die Beurteilung der wissenschaftlichen Solidität, die sich aber von einer persönlichen Meinung abgrenzt. Auf dieser Grundlage stünde es dem Herausgeber durchaus frei, einen Aufsatz nicht zur Publikation anzunehmen. Jedenfalls halte ich eine Kommentierung wie in diesem Fall für nicht passend und nicht akzeptabel.

Ich darf zusammenfassend festhalten, dass ich Stanzels Aufsatz als einen theoretisch überzeugenden, fundierten und in seiner Aussage unbestreitbaren Beitrag zur autobiographischen Forschung betrachte und sehr hoch einschätze.

Prof. Dr. Dr. h.c. Rüdiger A h r e n s, OBE
Neuphilologisches Institut
Anglistik und Amerikanistik
Universität Würzburg

4.

Ich habe die Ausführungen von Karl Stanzel zur Autobiographie als Genre narrativer Texte mit großem Interesse gelesen – u. a. auch, weil der Autor, auf den häufiger als auf andere Bezug genommen wird, mir in eigenartiger Weise recht nahe steht. Grass und ich sind, zeitlich gesehen, fast Zwillinge. Meine Geburt ist zwar an dem auf des Nobelpreisträgers folgenden Tag dokumentiert – aber wer weiß schon, wie viele Stunden wirklich dazwischen lagen.

Ich will zwei Gedankengänge ausführen, die sich mir bei der Lektüre des Aufsatzes von Franz Stanzel ergaben. Da ist zum einen der sehr gelungene Begriff der ‚Generation der Davongekommenen‘. Damit sind, denke ich, die Geburtsjahrgänge zwischen 1926/1927 und etwa 1935 gemeint. Es ist also nicht eine Generation im üblichen Verständnis, sondern eine (höchstens halbe) Zwischen-Generation, die die frühere Generation der Betroffenen und die (nunmehr schon zwei) späteren Generationen der Nicht-mehr-Betroffenen voneinander trennt. Ihre Angehörigen teilen mit der vorhergehenden viele Erfahrungen, aber in der Regel nicht die Verantwortung für irgendwelche Verbrechen. Das ist kein Verdienst, sondern ein Geschenk des Zufalls, man könnte theologisch (wie dies ja geschehen ist) auch sagen, es ist Gnade. Dass es sich dabei um eine historisch und soziologisch sehr bedeutsame Inter-Generation handelt, ergibt sich aus folgender Überlegung: Der älteste Jahrgang, der zum 2. Weltkrieg eingezogen wurde, war 1899 (das Geburtsjahr meines Vaters), der jüngste, den dies betraf, war 1926 und regional auch noch 1927 (also mein eigener). In der Tat sind also 27 Geburtsjahrgänge in den (und dem) Schlachten des 2. Weltkriegs grausam dezimiert

worden. Erst die meisten Männer aus dem Jahre 1927 und dann alle aus den späteren Jahrgängen sind diesem Schicksal entgangen. Die Tatsache, dass in unserem Jahre 2007 so viele Octogenarii gefeiert werden können, hat auch mit diesem Umstand zu tun. Aber weiter: Der jüngste Jahrgang, der zum 1. Weltkrieg eingezogen wurde, war wiederum 1899 (das Geburtsjahr meines Vaters) und der älteste möglicherweise 1880 (ich habe das nie genau recherchiert, aber es scheint mir eine realistische Annahme zu sein). Das heißt: es kommen zu den 27 Geburtsjahrgängen noch 19 weitere hinzu, deren Angehörige grausam dezimiert wurden, bevor die Davongekommenen ein bürgerliches Leben führen konnten. (‚Dezimieren‘ hieß in der lateinischen Version des Wortes bekanntlich ‚jeden zehnten Legionär töten, um eine Meuterei zu beenden‘. Für die beiden Weltkriege wird man kaum für ein einziges der genannten Geburtsjahre mit dieser Proportion auskommen.) So lang ist der Schatten der Geschichte! Die Generation der Davongekommenen tritt zum ersten Mal aus ihm heraus und befindet sich also in einer historisch sehr privilegierten Position. Es ist die Frage, wie sie diese wahrnimmt.

Dies führt zum zweiten Gedankengang, der sich mit denjenigen Davongekommenen befasst, die Romane und Autobiographien schreiben.

Ich stimme mit den von Franz Stanzel angeführten Urteilen zu jüngeren Autobiographien grundsätzlich überein. Ich möchte allerdings hinzufügen, dass die oft beklagte moralische Unduldsamkeit der Davongekommenen gegenüber den Betroffenen auch als eine Reaktion auf deren häufig sehr leichtfertigen Umgang mit den Verbrechen der Vergangenheit war, der sich kurz nach dem Krieg einzuschleichen begann und z. B. zu skandalösen Urteilen in gerichtlichen Auseinandersetzungen führte. Im Übrigen zeigen die öffentlichen Reaktionen auf Grass und die anderen Genannten, dass die über viele Jahre ertrotzte politische Korrektheit einer moralischen Urteilsfähigkeit und Überlegenheit durchaus nicht von allen Menschen geteilt wurde, auch wenn man sich in der Tagesdiskussion nicht mehr dagegen gewehrt hat. Was Grass angeht, so mache ich ihm keinerlei Vorwürfe; ich wende mich nur gegen das von ihm gemalte Bild einer in der Breite verführten Jugend, die den Krieg angeblich noch im Frühjahr 1945 gewinnen wollte. Ich habe dieselben Dienste durchlaufen wie er, statt der Waffen-SS aber als Soldat einer ‚normalen‘ Infanteriekompanie, und weder bei mir noch bei meinen Kameraden (wie man damals sagte) gab es etwa seit Ende 1944 eine andere Meinung als die, dass der Krieg verloren war und aus moralischen Gründen sogar verloren werden musste und man deshalb einzig und allein verpflichtet war, seine eigene Haut aus dem Wahnsinn zu retten, der da um uns herum tobte. Soweit uns dies gelungen ist, waren wir dafür zutiefst dankbar und fühlten uns nach der Gefangennahme befreit.

Vielleicht ist die literaturtheoretische Unterscheidung zwischen ‚Fakt‘ und ‚Fiktion‘ wenig geeignet, die Tauglichkeit von Autobiographien in diesen öffentlichen Auseinandersetzungen zu klären. Autobiographien und Romane sind beides Narrative mit Sprache. Die ersteren halten Fakten der Wirklichkeit fest, die letzteren konstruieren eine ‚Wirklichkeit im Kopf‘, deren Semantik freilich aus den Fakten der Wirklichkeit genommen ist und die diese Wirklichkeit ja auch interpretieren soll. Das wird aber kaum so von den Lesern differenziert, und die Autoren schreiben letztendlich ja nicht nur für Literaturtheoretiker. Es scheint mir also selbstverständlich zu sein, dass ‚Fakt‘ und ‚Fiktion‘ öffentlich nicht streng geschieden werden, besonders wenn es sich um so sensible Episoden handelt wie einen SS-Beitritt. Die Autoren sind selbst dabei wenig hilfreich. Sie bedienen sich der Wirklichkeit der Fakten ungeniert und ohne zu fragen, wie ihre Leser dies auffassen. Man denke an die Schwierigkeiten, die Thomas Mann nach dem Erscheinen der ‚Buddenbrooks‘ mit seiner Familie hatte, oder an die jüngsten Auseinandersetzungen um den Roman *Esra* von Max Biller. Hinzu kommt,

dass jede sprachvermittelte Textualität eine gewisse Entfernung von der Wirklichkeit mit sich bringt, weil Kommunikation auf Auswahl und Anordnung ihrer Inhalte angewiesen ist. Die aber sind der Wirklichkeit nicht inhärent. Ich würde den Titel des Aufsatzes deshalb gern ein wenig verändern und sagen: Wo ein Ich erzählt, ist Text, und wo Text ist, ist immer auch Fiktion. Ob die Ambiguität zwischen ‚Fakt‘ und ‚Fiktion‘ im Medium der Sprache unhintergebar gegeben, ob sie leichtfertig oder gar vorsätzlich als Täuschung angelegt ist, liegt beim Autor und seiner gefühlten Verantwortung gegenüber den Lesern.

Prof. emer. Dr. Werner Hüllen
 Institut für Anglophone Studien
 Universität Duisburg-Essen

5.

Im zweiten Halbband von Jahrgang 2006 der *Sprachkunst* wird, was mir auch in Zukunft als ein Vorzug dieser Zeitschrift erschiene, mit der Tradition gebrochen, Einsprüchen gegen publizierte Texte nicht Rechnung zu tragen. Bei dem darin veröffentlichten Brief des Mitherausgebers Hans Höller an Franz K. Stanzel, den Autor des Artikels „Autobiographie. Wo ein Ich erzählt, ist immer Fiktion“, handelt es sich um einen Einspruch; dann aber provoziert die ganze zwei Zeilen umfassende „Entgegnung“ von Stanzel weitere Einsprüche, da dieser in Erwartung einer Diskussion über die von Höller erhobenen Einwände selbst auf eine Erwiderung verzichtet. Die folgenden Zeilen sind als Beitrag zu einer durch die Kontroverse zwischen Höller und Stanzel ausgelösten Diskussion anzusehen.

Zunächst zu einem Einspruch Höllers gegen Stanzel, den auch ich erheben würde. Den Vorwurf gegen Robert Menasse, welchen Günther Burkert-Dottolo, der Direktor der Politischen Akademie der Österreichischen Volkspartei, formulierte und den Stanzel beifällig zitiert: daß es sich bei Menasse um „Österreichs publizistische Bonsai-Moralkeule“ handle, halte ich für absolut entbehrlich. Und zwar ganz unabhängig davon, wie man über das qualitativ gewiß sehr inhomogene Opus von Menasse und über dessen außerliterarische öffentliche Erklärungen denkt. Polemische Etikettierungen dieser Art kappen nämlich die Bereitschaft zu jener „Empathie und Nachsicht“, welche Stanzel hinsichtlich des Verhaltens des „Normalbürgers in einer totalitären Diktatur“ einmahnt, auf eigentümlich asymmetrische Art. Denn die große Resonanz dieses Bestseller-Autors in der österreichischen Öffentlichkeit besagt doch auch etwas über gewisse „normalbürgerliche“ Erwartungen, da er offensichtlich in Wort und Schrift Wertungen und Idiosynkrasien zum Ausdruck bringt, die viele mit ihm teilen.

Nun aber zu den Einwänden gegen einzelne Inhalte im Brief des Mitherausgebers Hans Höller. Stanzels Beitrag hat, wie mir scheint, neben den unmittelbar zeitgeschichtlichen und zeitkritischen Inhalten, auf welche sich Höllers Einlassungen beziehen, einen damit nicht notwendig verknüpften literaturtheoretischen Schwerpunkt. Dieser hat es vor allem verdient, der Leserschaft der *Sprachkunst* zugänglich gemacht zu werden. Daß dies schließlich, und zwar gegen den sich zunächst auf Seiten Höllers einstellenden Widerstand gegen die Aufnahme von Stanzels Beitrag geschah, stellt dem Mitherausgeber (dem Herausgeberkollegium?) ein gutes Zeugnis aus. Dennoch provoziert die Lektüre von Höllers Brief verschiedene Fragen und Einwände.

Unverständlich, wenn auch ganz nach dem bekannten Muster von Jürgen Habermas' letztlich unhaltbarer Invektive gegen Ernst Hillgrubers *Zweierlei Untergang* konzipiert, erscheint mir der an Stanzel gerichtete Vorwurf, er betriebe eine „Gleichsetzung“ von Mitgliedern der Wehrmacht mit rassistisch oder politisch Verfolgten. Stanzel hat die bestehende Differenz keineswegs ignoriert oder gar vorsätzlich ausgeblendet – man denke nur an seine Bezugnahme auf Marcel Reich-Ranicki oder Imre Kertész –, aber er will eben mit seinem Aufsatz, ausgehend von seiner eigenen Biographie, andere Sachverhalte in das Licht rücken als solche der rassistischen oder politischen Verfolgung. – Ganz dezidiert will ich in diesem Zusammenhang, da ja kritische Hinweise von der Art des gegen Stanzel Vorgebrachten nicht selten Insinuationen und Gerüchte auszulösen imstande sind, darauf hinweisen, daß Stanzel gerade in der gegenständlichen Sachfrage ohne Tadel ist. Er war es, der in Graz eine Stiftung in memoriam Helene Richter begründete, also im Gedenken an jene bedeutende österreichische Anglistin, die, wie ihre einst als Romanistin wirkende Schwester Therese auch, als Jüdin und hochbetagt im Jahr 1942 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert wurde, wo sie kurz danach starb.

Eigentümlich mutet auch ein anderer gegenüber Stanzel erhobener Vorwurf an: er würde eine „irritierende Gleichsetzung“ betreiben, da er sowohl den sozialistischen Arbeiteraufstand im Februar 1934 als auch die Ermordung von Bundeskanzler Dollfuß durch illegale Nationalsozialisten im Juli desselben Jahres als „Putschversuch“ bezeichnet. Warum auch hier wieder der Gleichsetzungsvorwurf? Als jemand, der in der Industriestadt Leoben-Donawitz aufgewachsen ist, wo die beiden Ereignisse des Jahres 1934 lange Zeit nachwirkten – Koloman Wallisch wurde hier durch den Strang hingerichtet –, kann ich bezeugen, daß sowohl Sozialisten und Kommunisten als auch Nationalsozialisten die einschlägigen fremden und eigenen Aktivitäten mit dem eher wertneutral verwendeten Ausdruck „Putsch“ bedachten: die Rede war dabei jeweils von „unserem“ und „ihrem“ Putsch – und dies naturgemäß in der Überzeugung, daß der jeweils eigene durchaus legitim gewesen sei. (Daß eine in beide erwähnten politischen Richtungen zielende negativ konnotierte Verwendung des Begriffs „Putsch“ auf Seiten der Christlich-Sozialen üblich war, sei hier, wenn auch als etwas Selbstverständliches, noch ergänzend festgehalten.)

Wie mir scheint, geht es Stanzel mit seiner Kritik an bestimmten Urteilen der Jüngeren über ihre Vätergeneration – über Stanzels eigene Alterskohorte, die von ihm so bezeichneten „Octogenarier“ –, vorzüglich darum, zu zeigen, daß diese Beurteilungen oft schief sind. „Kommen dann noch Selbstgerechtigkeit und moralische Arroganz dazu, wozu nicht wenige der ‚Nachgeborenen‘ neigen, dann kann es zu schwerwiegenden Missverständnissen zwischen den Generationen kommen.“ (S. 333) In dieser schon vor Jahrzehnten prekären Stimmungslage hätten beispielsweise Günter Grass und Walter Jens – im Unterschied etwa zu Sebastian Haffner, Joachim Fest und Ralf Dahrendorf – in ihren öffentlichen Erklärungen den Generationenkonflikt noch dadurch verschärft, daß sie sich zu Stimmführern eines rigoros unnachsichtigen Urteils über ihre eigenen Zeitgenossen machten, anstatt für mehr Empathie und Nachsicht mit deren Verhalten einzutreten. Das besagt keineswegs ein Plädoyer für NS-Verbrechen oder für deren Verharmlosung, wie Höller zu meinen scheint! Alles verstehen heißt auch für Stanzel nicht: alles verzeihen, wohl jedoch fordert er dazu auf, sich „in die Situation der Menschen zu versetzen, die das NS-Regime und seine noch nicht absehbaren schrecklichen Folgen aus einer Vor-Oradour, Vor-Stalingrad und Vor-Auschwitz-Perspektive erlebten“ (S. 333).

Stanzel erscheinen in diesem Zusammenhang die Unterschiede zwischen den Reaktionen führender Literaturkritiker und Zeithistoriker auf das Geständnis von Günter Grass inter-

essanter als das überraschend verspätete Geständnis selbst, welches sich auf die Mitgliedschaft von Grass bei der Waffen-SS bezieht, „zu der tausende Gleichaltrige offensichtlich in der Vor-Untergangshysterie der Kriegspropaganda von 1944 verführt wurden“ (S. 332). Eigentümlich mutet ihn der Umstand an, daß viele Kritiker nicht die logische Inkonsistenz im Verhalten von Grass stört, die darin besteht, daß dieser zeit seines literarischen Lebens die in der Aufarbeitung ihrer NS- und Kriegsvorgänge säumig Gewordenen heftigst rügte, diesem selbstformulierten moralischen Anspruch jedoch erst sehr spät selber gerecht wurde.

Für den Literaturwissenschaftler, aber auch für den Historiker von besonderer Bedeutung ist nach Stanzel die Beziehung zwischen Fiktion und Wirklichkeit, wie sie etwa in dem von ihm zitierten Diktum von Aldous Huxley zum Ausdruck kommt (vgl. S. 335). Huxley zufolge sei das eigentliche mit dem Fiktionalen zusammenhängende Problem darin zu sehen, daß sich in der Fiktion ein geradezu überbordender Sinnzusammenhang eröffne, während die Realität keinen Sinn mache. Die Herstellung einer gewissen Stimmigkeit, vor allem im Lichte von Erfahrungen, welche der Akteur oft lange Zeit nach dem Geschehen macht, ist es bekanntlich, die die Frage nach der Fiktionalität des Faktischen akut werden läßt. Reinhart Koselleck hat in ähnlichem Zusammenhang auf die Geschichten der Kriegsausbrüche 1914 und 1939 hingewiesen: Was damals wirklich geschah, nämlich in der Wechselbeziehung von Handlungen und Unterlassungen, zeigten erst der nächste Tag, die nächsten Monate, die nächsten Jahre. In die historische oder auch literarische Darstellung der eigenen oder fremden Vergangenheit gehen dann aber diese Erkenntnisse ein und durchwirken die jeweilige Darstellung. Oft ändert sich dadurch auch die Auffassung von den einstigen Optionen der Akteure, wodurch es nicht selten zu Verfälschungen der damals real bestehenden Handlungsmöglichkeiten oder -unmöglichkeiten kommt. Dann aber wird die Darstellung des Faktischen unter der Suggestion zwischenzeitig gewonnener Erkenntnisse anachronistisch.

Nicht wenige Autoren, so findet Stanzel, fallen in ihrer oft recht unbekümmerten Bereitschaft, Zeitgeschichte und Gegenwart außerliterarisch zu kommentieren, einer derart verkürzten Sichtweise zum Opfer. Oft sind es dieselben Autoren, die in ihrem literarischen Schaffen der Mehrdimensionalität eines Plot und der multiperspektivischen Sicht des narrativ Vermittelten eindrucksvoll Rechnung tragen, welche in ihren außerliterarischen Aussagen von bemerkenswert schlichten Annahmen über historische Kausalitäten und die Verteilung des moralisch Guten und Bösen bestimmt sind. Unter diesem Gesichtspunkt erörtert Stanzel die von ihm bereits einleitend mitgeteilte Ansicht eines „klugen Kopfes“, der meinte, daß „das Werk oft klüger ist als sein Autor“ (S. 325).

Im Blick auf das soeben Ausgeführte erscheint – schon aus methodologischen Gründen, und noch gar nicht aus irgendwelchen moralischen – ein Plädoyer für Empathie, also für die Besinnung auf die Denk-, Gefühls- und Willensorientierungen historischer Akteure von Wichtigkeit. Empathie ist nicht einfach durch so etwas wie eine historische Faktorenanalyse oder eine moralische Bewertung von uns bekannten Handlungsfolgen ersetzbar. Man muß in der Lage sein, Stimmungen, Emotionen, Neigungen und Willensorientierungen nachbildend in sich zu aktualisieren, um auf diese Weise – ob nun als Literat oder als Historiker – den Leser an dem Tun und Leiden der Menschen der jeweils behandelten Zeit Anteil nehmen zu lassen und ihm so den ganzen blutigen Ernst von deren Situationen und Befangenheiten vor Augen zu führen. Deshalb sollte man die Geschichte eben nicht ohne alles Mitfühlen betrachten, vielmehr die nicht allein kognitiv zu verstehenden „*évidences des acteurs*“ (Raymond Aron) sehr genau zu rekonstruieren suchen. Genauigkeit widerspricht

im Regelfall gerade dem Willen zur Eindeutigkeit eines vorgefaßten Schematismus: sowohl der erkenntnismäßigen Reduktion auf Umstände oder auf Systeminterdependenzen, als auch der moralischen Reduktion auf Gesinnungen oder auf Handlungsfolgen. Erst die sorgfältig das Tun und Unterlassen der Menschen erschließende *Erzählung* von Ereignissen sowie die genaue *Beschreibung* der für dieses Handeln vorausgesetzten und es mitbedingenden Strukturen machen es möglich, etwas von der „Betroffenheit des Menschen in Fleisch und Blut“ (Christian Meier) mit in die historiographische Darstellung einzubeziehen, was ganz besonders im Blick auf die zeitspezifischen Notleidenden und die jeweiligen Opfer von Bewandtnis ist.

Auch Stanzel scheint von dieser Überzeugung geleitet zu sein, wobei es meines Erachtens nicht von Belang ist zu erörtern, was ihn motivational dazu veranlaßt haben mag. Zwar wird man im Sinne zweifelhafter ideologiekritischer oder auch tiefenpsychologischer Deutungen immer Möglichkeiten finden, dem Analysanden – je nach vorwaltetem Primäraffekt – beispielsweise ein Interesse an Selbstbesinnung und Emanzipation oder aber an moralischer Selbstentlastung, etwa durch Schuldzuweisung an Andere, zu attestieren. Das hinter dem theoretischen Vorgriff liegende Erkenntnisinteresse ist jedoch hinsichtlich des erwarteten Erkenntnisgehalts ohne Bedeutung und nur erkenntnispsychologisch von Belang. Ob nämlich die Erörterung der eigenen und der fremden Geschichte beispielsweise bestimmten politischen, ökonomischen, theologischen oder individualpsychologischen Erkenntnisinteressen entspringt, besagt nichts für oder gegen den Geltungswert der gewonnenen Erkenntnisinhalte, sondern verweist zunächst einmal nur auf die Art der zur Anwendung kommenden theoretischen Vorentscheidung. Dieser Primat des Theoretischen – ohne Theorie kommt keine historische Darstellung aus – besagt jedoch keineswegs einen fikionalistischen Freibrief für theoretische Spekulation und Willkür. Denn die Quellenkritik behält, worauf Reinhart Koselleck hingewiesen hat, ihre unverrückbare Funktion: Eine Quelle kann uns nie sagen, was wir – unter Bezugnahme auf welche Theorie auch immer – sagen sollen, wohl aber hindert sie uns, Aussagen zu machen, welche wir aufgrund der Quellen nicht machen dürfen. Denn die Quellen haben ein „Vetorecht“.

Gerade im Hinblick auf das soeben Ausgeführte erscheint mir allerdings Stanzels abschließende Bezugnahme auf Imre Kertész als einen Gewährsmann für seine dargelegten eigenen Überzeugungen nicht unproblematisch. Wenn dieser nämlich im *Dossier K.* (2006) ausführt: „Die Welt der Fiktion ist eine souveräne Welt, die im Kopf des Autors geboren und den Gesetzen der Kunst, der Literatur gehorcht“ (zit. auf S. 340), so sagt dies wohl mehr über die Genese literarischer Texte aus als über die Geltung der in sie einfließenden, als sachhaltig gemeinten Aussagen. Für sich genommen entwindet sich dieses Diktum der von Stanzel auch in kritischer Absicht zur Anwendung gebrachten iterativen (oder dialektischen) Beziehung zwischen Fiktion *und* Faktizität. Solange aber – nicht nur in historischen Texten, wo er unverzichtbar ist, sondern auch in literarischen – ein Sachbezug intendiert ist, verbieten uns die Quellen, Deutungen auf der Grundlage frei flottierender Fiktionen zuzulassen. Oft ist es der Fall, daß wir diese in Anbetracht eines gesicherten Quellenbefundes schlichtweg als nicht zulässig betrachten können. – Aber ich denke, daß dem letztlich sowohl Kertész als auch Stanzel zustimmen würden.

Prof. Dr. Karl Acham
Institut für Soziologie
Universität Graz

6.

Den Artikel „Wo ein Ich erzählt, ist immer Fiktion“ von Franz K. Stanzel in „Sprachkunst“ 2006 habe ich mit großer Begeisterung und Teilnahme gelesen. Ich bin einer der „Generation der Davongekommenen“, über die Stanzel schreibt; die meisten Autobiographien habe ich gelesen. Besonders haben mich die Erinnerungen von Joachim Fest berührt; auch die Grass-Problematik. – Im Zusammenhang mit der Bedrohung meiner Generation, für die Waffen-SS angeworben zu werden, erinnere ich mich dankbar meiner Eltern, die mir (meine nachgiebige Art kennend) immer einbläuten, den Werbern strikt Nein zu sagen, in der Liebe zu meinem Großvater, der aktiver kaiserlicher Pionier-Offizier gewesen war. Ich sollte also den SS-Werbern meine Absicht entgegenstellen, mich zu den Pionieren zu melden. – Das Ganze hatte einen Ausgang von Komik: die Werber kamen gar nicht (offenbar gab es noch „Nordischer“ als mich), und ich mußte mich daher für die bevorstehende Einberufung nicht zu einer bestimmten Waffe melden. Ich wurde dann eingezogen – zu den Pionieren!

Stanzels Artikel war für mich ein Erlebnis von besonderer Brillanz. Wie gut, dass es gelungen ist, den Einspruch eines der Herausgeber gegen seine Veröffentlichung abzuwehren.

Prof. emer. Dr. Dr. h. c. Manfred Mayrhofer
Allg. und Indogermanische Sprachwissenschaft
Universität Wien

7.

Von meinem Kollegen Franz Stanzel, von dessen wegweisenden Forschungen zur allgemeinen Erzähltechnik ich seit mehr als vierzig Jahren in Forschung und Lehre profitiert habe, erhielt ich seinen in der Gesamtsitzung der ÖAW gehaltenen Vortrag, „Wo ein Ich erzählt, ist immer Fiktion“, zusammen mit den Einwänden von Hans Höller, der offensichtlich eine Publikation des Vortrags im Jahrbuch der Akademie abgelehnt hat.

Ich gestehe, dass der Vorgang für mich etwas befremdend ist, da er den Verdacht einer wissenschaftlichen Zensur suggeriert oder doch zumindest eine fachliche Unduldsamkeit vermuten lässt, die ich als langjähriger Herausgeber einer wissenschaftlichen Zeitschrift (*Archiv für das Studium der Neueren Sprache und Literaturen*) immer abgelehnt habe. Erst recht würde ich mich als Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz energisch gegen jeden Versuch wenden das freie Gespräch innerhalb der Geisteswissenschaften, auch mit der Öffentlichkeit, durch irgendwelche Vorbehalte gegen bestimmte Positionen oder Vorurteile politischer Art einzuschränken. Die Geisteswissenschaften haben es in dieser Zeit schwer genug, sich nach außen Gehör zu verschaffen und die Öffentlichkeit von ihrer bleibenden kulturellen Leistung für die menschliche Gesellschaft zu überzeugen, die von politischer und wirtschaftlicher Seite immer wieder in Frage gestellt wird. Die Akademien und ihre wissenschaftlichen Organe sind noch immer die Orte, wo dieses kulturelle Erbe noch gepflegt wird, und wir sollten uns alle angelegen sein lassen, solche Orte der geistigen Freiheit sorgfältig zu bewahren. Wenn Herr Stanzel seine Überlegungen bewusst etwas zugespitzt und vielleicht provozierend vorgetragen hat, so sollte dies ja gerade eine Einladung zur Diskussion sein, wie sie in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen seit jeher üblich

war und als Ausdruck geistiger Toleranz und Gesprächskultur nur begrüßt werden kann, vor allem, wenn sie aus dem Mund eines Gelehrten kommt, der so viel für die Bereicherung und das anregende Gespräch innerhalb der internationalen Wissenschaft geleistet hat.

Es lag mir daran Ihnen dies zu sagen, da ja die Geisteswissenschaften, insbesondere die Literaturwissenschaft zur Zeit einen schweren Stand hat und alle, denen an ihrem Erhalt und ihrer geistigen Freiheit gelegen ist, zusammenstehen müssen, damit nicht ein wesentlicher Teil unserer kulturellen Existenz gefährdet wird. In diesem Sinne bitte ich meine Wortmeldung zu verstehen.

Prof. Dr. Dieter Mehl
Institut für Anglistik,
Amerikanistik und Keltologie
Universität Bonn